

THEOLOGISCHE REVUE

121. Jahrgang

– Juli 2025 –

Schütze, Paula: *Ad negativum*. Versuch einer nichtidentifizierenden Gottesrede. – Regensburg: Pustet 2024. 216 S. (ratio fidei, 88), geb. € 38,00 ISBN: 978-3-7917-3545-0

Wie lässt sich sowohl für die spezifisch religiöse Rede *zu* Gott als auch die metareflexive Rede *über* Gott ein *modus praedicationis* gewinnen, der einerseits nicht in die reine Äquivokität der radikalisierten Apophase abgeleitet und andererseits auch nicht Gefahr läuft, Gottes eigene Unbegreifbarkeit in einem univoken Begriffsschema zu verflachen und so letztlich Gott selbst ungebührlich zu verdinglichen? Dieser zentralen Frage der philos. Gotteslehre widmet sich Paula Schützes v. a. von Adorno her informierte Untersuchung zur epistemisch verantwortbaren „Balance“ menschlicher Gottesrede. Sch.s Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem Problem, wie der Signifikant, der sich notwendigerweise als „Leerprädikator“ (9) zwischen das Subjekt und den vermeintlicherweise begrifflich kommensurabilisierbaren „Gegenstand“ schiebe, von der letztlich unsagbaren Wirklichkeit des göttlichen Signifikates unterschieden und doch als deren mimetisch-konstellative „Ins-Bild-Setzung“ verständlich gemacht werden könnte.

In einer ersten Sichtung der Grundproblematik stellt die Vf.in fest, dass die – monistisch, dualistisch oder differenziert-vermittelt gedachte – Modellierung des Verhältnisses zwischen Transzendenz und Immanenz weitreichende Konsequenzen für die Reichweitenbestimmung und „Leistungsfähigkeit“ unserer Gottesrede habe (17–20). Die anschließende Vorstellung und Besprechung univoker, äquivoker und analoger Rede von Gott mündet in die erklärte Absicht, „[e]in der negativen Theologie entsprechendes Verständnis der Rede von Gott vorzuschlagen, das hindurchnavigiert zwischen den Alternativen der Unsagbarkeit und der eindeutigen Beschreibbarkeit“ und sich dafür „eine[r] Figur des ‚Zwischen‘“ (27) bedient, die die berechtigten Anliegen von Univokität und Äquivokität „in einer nicht-reduktiven Art aufgreifen“ und zugleich „nicht statisch“ (31f) weiterdenken möchte. Diesem Anliegen dient letztlich die konzise Rekonstruktion von Adornos Begriff des Nichtidentischen (33–55), welcher vor dem Hintergrund der *Dialektik der Aufklärung* als „Gegenprogramm“ zu jener Tendenz vorgestellt wird, durch begriffliche Kommensurabilisierung und Subsumtion die Erkenntnis-Gegenstände – *de jure* oder *de facto* – zu „identifizieren“ und doch zu verkennen, weil deren Partikularität letztlich ungesagt bleibe. Unter „dem“ Nichtidentischen sei dabei ein letztlich nicht-reifizierbarer „Rest“ zu verstehen, der als Rückseite des Sagbaren zugleich dessen Möglichkeitsbedingung darstelle und doch nie wirklich ins Wort kommen könne. Ebenfalls dem Denken Adornos entnimmt die Vf.in den Einfall, durch das Denken „in Konstellationen“ zu einer nicht-identifizierenden Gottesrede durchzudringen.

In der Konsequenz distanziert sich Sch. nachdrücklich von einem Univokitätsdenken, das – auch aufgrund seiner Nähe zu einem ungebrochenen metaphysischen Realismus und der

Korrespondenztheorie der Wahrheit – als Ausweis eines tendenziell „idolatrischen“, weil identifizierenden Denkens gelten könne (56–64). Ein exkursiver Ausblick zu den Momenten von „Wahrheit“, „Bild“ und „Hoffnung“ spürt dann dem Desiderat der „Ins-Bild-Setzung“ einer nicht-identifizierenden und zugleich hoffnungsinduktiven Gottesrede nach, die bei aller Betonung der göttlichen Unbegreifbarkeit nicht die „metaphorische Bodenhaftung“ verliere (65–69).

In dieser Spur analogen Sprechens verorten sich dann die nachfolgenden Denkbewegungen zur theol. Anwendung des Metaphernbegriffs (71–157). Dabei geht es der Vf.in darum, der paradoxen Gleichzeitigkeit von „*So ist es*“ und „*Aber auch nicht*“ (71) nachzuspüren. Gleich zu Beginn mündet die kritische Auseinandersetzung mit Jürgen Werbick in die Einsicht, metaphorische Gottesrede nicht *top-down*, sondern nur *bottom-up* auf verantwortete Weise einspüren zu können (81). Sallie McFague dezidiert feministisch-ideologiekritischer Metaphorologie wird dabei v. a. ein nachzuholender Klärungsbedarf zum Verhältnis von ontologischen Geltungsansprüchen und epistemischem Status attestiert (v. a. 88–90). John Sanders' *Theology in the Flesh* findet dahingehend anerkennende Kritik, dass das Grundanliegen einer anthropogenen *bottom-up*-Theol. aufgenommen, aber gleichzeitig eingeschränkt wird, dass die Unterscheidung zwischen dem anthropogenen und dem anthropomorphen Charakter menschlicher Gottesrede eingehender herauszustellen sei (96f). In der nachfolgenden Durchsicht durch die geschichtliche Genese und systematische Architektonik des Metaphernbegriffs geht es der Vf.in um die Erhebung des epistemischen Potentials einer genuin „negativ-dialektisch“ zu fassenden Metaphorologie (99–104). Schon bei Aristoteles werde deutlich, dass metaphorische Redeweise „Lerneffekte“ (112) auszulösen imstande sei. Die ausführliche Behandlung der Metaphorologien von Giambattista Vico, Johann Gottfried Herder, Paul Ricoeur, Ernst Cassirer, Hans Blumenberg, Max Black, George Lakoff und Mark Johnson kulminiert schließlich in der Einsicht, dass – bei aller bleibenden Differenz untereinander – für alle genannten Autoren die Metapher eine *erkenntnisgenerierende* Horizonterweiterung darstelle, die zugleich *kognitiv (neu-)organisierend*, *pragmatisch handlungsleitend* und so sowohl *innovativ* als auch *produktiv* und *strukturgebend* zu sein vermöge (122–157).

Nach der nochmaligen Abgrenzung von den nach Sch. auf der Korrespondenztheorie der Wahrheit fußenden Paradigmen der Äquivokität (Nicht-Übereinstimmung) und Univokität (Übereinstimmung) und dem Plädoyer für eine „negativ-dialektische“ Theol. macht die Vf.in klar, inwiefern ihr die Metapher besser für das Projekt der Gottesrede geeignet erscheint als die Metonymie (160–168): Wohingegen erstere das Anstoßen eines „Übertragungsprozess[es]“ in „Alterität“ und „Diskontinuität“ meine, bezeichne letztere „die Verschiebung der Bedeutung eines Zeichens auf ein anderes Zeichen“ und betone so „Zusammenhang“ und „Kontinuität“ (165). Dies mündet in das Plädoyer für metaphorische Bildlosigkeit im Sinn einer negativen Bildlichkeit, die sich konstellativ-mimetisch ergebe (169–176) und sich *ad negativum* als Annäherung an das Absolute verstehe – ohne es aber begrifflich einholen zu können und so stets auf „eine leere Mitte“ (170) zurückgeworfen bleibe. Die gedanklichen Versuche einer „tastend und anschniegbar“ (178) vorgehenden „Mimesis mit offenem Ausgang“ (178) münden über das Bedenken von deren objektzentriert-rezeptiven und subjektzentriert-expressiven Aspekten schließlich in wertschätzende Überlegungen zu essayistischen und dichterischen Formen als eines nicht-reifizierenden Sprechens *ad negativum* (171–194). Ein Ausblick zum auch in praktisch-politischer Hinsicht befreienden Charakter einer solchen „praktischen Metaphysik der Hoffnung“ (201) beschließt die Untersuchung (201–204).

Sch.s überaus detailliert gearbeitete Studie macht sich darum verdient, auf breiter Basis sowohl diachron als auch synchron jene erstphilos. Fragen theol. Sprechens zu thematisieren, die mit der Entscheidung für Analogie, Univokation oder Äquivokation die „Reichweite“ und „Validität“ menschlicher Gottesrede entscheidend restringieren und damit für das Projekt sowohl der natürlichen Theol. als auch des Rekurses auf Offenbarung hochaktuell sind. Dabei zeigt sie auf gekonnte Weise, dass sich traditionelle Fragestellungen der Ontologie mit neueren sprachphilos. Anwegen v. a. der Metaphorologie vermitteln lassen. Angesichts einer immer wieder anzutreffenden „Fraglosigkeit“ in der sich v. a. offenbarungstheol. informiert gebenden Rede von Gott – sei diese nun „klassisch“ thomistisch-analytisch, geschichtstheol. bzw. heilsgeschichtlich, personalistisch, freiheitstheoretisch oder phänomenologisch angelegt – nimmt sich das von Sch.s Adorno-*relecture* her entworfene und mit einer „verwundenen“ Analogielehre vermittelte *caveat* als kritisches Korrektiv für ungebürend reifizierende Tendenzen aus. V. a. „epistemisch stärkere“ Ansprüche *in theologicis* können von der Mahnung profitieren, unsere Begriffe von Gott nicht mit diesem selbst zu verwechseln. Im Hinblick auf ohnehin „epistemisch schwächere“ Ansätze könnte gefragt werden, ob sich das Programm einer konstellativen Mimesis beispielsweise in Anlehnung an Hans-Joachim Höhns Relationale Ontologie zu einer niedrigschwelligen Form natürlicher Theol. ausbauen ließe, die den bei Adorno nach Sch.s Urteil (176) ohnehin etwas unterbestimmten und uneindeutigen Mimesis-Begriff dahingehend stärkt, dass er gegen antirealistische und nonkognitivistische Stimmen in kritisch geläuterter Weise zur Auszeichnung einer „stabileren“ Referenz auf das mit dem Wort „Gott“ Belegte herangezogen werden könnte. Eine solche negativ-dialektische *theologia naturalis* würde das Anliegen einer nichtidentifizierenden und rein asymptotischen Gottesrede aufnehmen und *auf einer stärkeren ontologischen Basis* als kritischen Filter für allzu gewissheitsbetonte Offenbarungsansprüche fruchtbar machen können, *ohne* zugleich in ein bloßes Sprechen über das Sprechen abzugleiten.

Über den Autor:

Lukas Metz, Mag. theol. B. A., Promotionsstipendiat der Graduiertenförderung des Cusanuswerkes und Redaktionsmitarbeiter der Münchener Theologischen Zeitschrift (MThZ) (MThZ@kaththeol.uni-muenchen.de)